

»Es reicht«, sagte sie scharf. »Wir sind hier nicht auf dem Schulhof. Sie müssen Ihre Konkurrenten nicht mit Samthandschuhen anfassen, das ist klar. Schließlich ist dies ein Wettbewerb. Aber wenn einer am Boden liegt, tritt man nicht mehr nach. Wir machen jetzt zwanzig Minuten Pause. Ich hoffe, Sie verhalten sich beim nächsten Kandidaten professioneller.«

Das saß. Das Wort »professionell« ließ sie alle strammstehen. Sie mochten eine herzlose Meute sein, die schamlos auf einem herumtrampelte, der längst am Ende war. Da kannten sie keine Hemmungen. Aber wenn sie nicht richtig funktionierten, wenn sie in ihrem Job unprofessionell waren, verletzte das ihr Ehrgefühl. »Professionell« – ein Wort wie ein Donnerhall. Sophie drückte Steffen Heinlein noch mal aufmunternd die Schulter und sagte leise: »Ich hole Ihnen jetzt einen Cappuccino, bin gleich wieder da.« Dann ging sie hinaus und ließ lautstark die Tür knallen.

Im Raum konnte man eine Stecknadel fallen hören.

2

Raus, bloß raus. Sophie brauchte frische Luft. Natürlich hätte sie sich auch in ihrem Büro verschanzen können, aber so ein Typ war sie nicht. Wütend drückte sie die Tür zum Treppenhaus auf. Die Geduld, auf den Fahrstuhl zu warten, brachte sie jetzt nicht auf, und die Vorstellung, womöglich zusammen mit anderen Personen in der engen Kabine zu stehen, war ihr zuwider. Sie nahm die ersten Stufen. Der Weg war nicht weit, es waren nur zwei Stockwerke bis oben auf das Dach.

Das Assessment-Center saß im vierzehnten und fünfzehnten Stock eines Hochhauses aus den Sechzigerjahren. Kein sehr schönes Gebäude, aber es lag gut. Direkt an der Potsdamer Straße, einer breiten Zentralachse Berlins, von den Berlinern maulfaul »Potse« genannt. Lange hatten Firmen diese Gegend, die für ihren harten Straßenstrich bekannt war, gemieden. Außer einem Sex-Kaufhaus, einem Möbelladen, einem Woolworth, unzähligen Dönerbuden und Sport-Wettbüros hatte sich über die Jahre niemand angesiedelt. Das änderte sich gerade, die Lage lud dazu ein. Fünf Minuten nach Mitte, fünf Minuten zum Ku'damm und das Herz Schönebergs in Spuckweite. Erst zogen die Kunstgalerien her, die sich die Auguststraße nicht mehr leisten konnten, dann die Start-up-Unternehmen und inzwischen auch etablierte Firmen wie das Assessment-Center. Im Hochhaus herrschte ein reges Kommen und Gehen der Mieter, und nach drei Jahren gehörte C&O schon zu den Alteingesessenen hier. Vor wenigen Monaten hatte Sophie die wunderbare Entdeckung auf dem Dach gemacht.

Die Tür nach draußen war wegen der Brandschutzbestimmung immer unverschlossen. Da lag er, gepflegt und in sich ruhend – ihr kleiner Zen-Garten. Sogar die Spuren ihrer Holzharke waren noch zu sehen, nur an drei Stellen hatten die Krähen von Berlin die Erde aufgewühlt. Sophie trat nach draußen und atmete tief ein. Sie liebte dieses Szenario, die kleinen Bäume, der Himmel über Berlin, dazwischen einige Abluftschächte und tief unter ihr das Dröhnen der Autos in der Potsdamer Straße. Der unablässige Autolärm war durchwoben von aggressivem Hupen, lautem Fluchen von Fahrradfahrern oder der anschwellenden Sirene eines vorbeifahrenden Krankenwagens. Dazwischen rumpelte die U-Bahn, die hier als Hochbahn fuhr. Aber so weit oben klang der Großstadtlärm ganz natürlich. Sophie ging hinüber zur kleinen Holzkiste und holte die Gartenschere heraus. Und die Gartenhandschuhe. Bislang war sie nie mit Dreck unter den Fingernägeln ins Büro zurückgekehrt, so konnte sie ihr Geheimnis bewahren.

Wer diesen Garten ursprünglich angelegt hatte, wusste sie nicht. Jemand mit Geld, das war klar. Denn solche Outdoor-Bonsais kosteten viel, oft um die zweitausend Euro. Bis vor einem halben Jahr residierten im Haus zwei größere Unternehmen für Wirtschaftsberatung, sprich Lobbyisten. Inzwischen waren sie näher ans Regierungsviertel gezogen. Sophie vermutete, dass einer der Chefs diesen Garten hatte anlegen lassen. Eine Zeit lang galt der Zen-Buddhismus als schick unter Spitzenmanagern. Manager unterlagen genauso dem Modediktat wie Leserinnen von Frauenzeitschriften. Mal fuhren die Spitzenkräfte auf die Schmetterlingstheorie ab (»Der Flügelschlag eines Schmetterlings in Asien kann wenig später die Börse in New York zum Einsturz bringen!«), mal auf Survival-Camps (»Wir setzen Sie nur mit einem Messer bewaffnet in der kanadischen Wildnis aus – und Sie finden allein den Weg zurück. Diese Erfahrung wird Sie prägen und stärker machen.«). Vom Zen-Boom blieben nur einige Tonnen Sachbücher übrig, die man jetzt für fünfzig Cent auf Wühltischen kaufen konnte. Doch dieser Garten existierte weiterhin. Als Sophie ihn fand, verwilderte er gerade.

Die Entdeckung war reiner Zufall gewesen. Sophie konnte nicht richtig mit dem Rauchen aufhören, alle paar Wochen fiel sie in die schlechte Angewohnheit zurück und kaufte sich eine Schachtel Zigaretten. Und dann noch eine. Sie entspannte sich einfach gut beim Rauchen. Allerdings war Qualmen im Assessment-Center strengstens verboten, es wurde auch nicht auf den Balkonen geduldet. Normalerweise traten die Raucher den Gang nach unten vor das Gebäude an, doch der brauchte seine Zeit – und das Ergebnis war trübselig. Dann stand man an der stark befahrenen Potsdamer Straße, rauchte und atmete gleichzeitig die Abgase der Autos ein. Doppelt Lungenkrebsrisiko. Also wählte Sophie eines Tages den Weg nach oben auf das Dach, und so kam es zur ersten Begegnung mit dem verlassenen Zen-Garten.

Die Bonsais konnte sie zunächst vor lauter Unkraut kaum sehen. Löwenzahn, Knöterich, Brennnesseln, Gras, alles wucherte vor sich hin. Der Dachgarten erinnerte sie an einen dieser kleinen Berliner Parks, in die man seinen Fuß lieber nicht setzte, denn die Gefahr, in tierische oder gar menschliche Hinterlassenschaften zu treten, war einfach zu groß. Aber dann bemerkte Sophie das aufwendige Mäuerchen. Warum hatte man das hochgezogen? Irritiert schob sie das Unkraut ein wenig zur Seite und entdeckte den ersten Bonsai. Eine japanische Schirmtanne, wie Sophie später herausfand.

Ihre Neugier war geweckt. Noch am selben Abend kaufte sie im Baumarkt Gartenhandschuhe, eine kleine Hacke, einen sehr teuren Unkrautstecher sowie eine scharfe Gartenschere und bestellte in einem Spezialversand eine Bonsai-Schere. In einer Holzkiste brachte sie alles zur Arbeit und stellte diese oben auf dem Dach ab. Seitdem kümmerte sie sich um das Gärtchen, so oft sie konnte.

Am Ende legte sie sechs Bonsai-Bäumchen frei. Eigentlich war Sophie kein Freund dieser überzüchteten Minikreaturen, andererseits musste sie respektvoll anerkennen, wie hartnäckig sich die Pflanzen in der Erde hielten. Diese Bäume hatten mindestens einen Winter allein hier oben auf dem Dach überstanden. Sie harrten wacker aus, behaupteten sich gegen das wuchernde Unkraut und das Ungeziefer. Das fand sie eindrucksvoll. Ein bisschen erinnerten sie die Bäume an ihre eigene Klientel einige Stockwerke weiter unten: Auch ihre Prüflinge waren meist überzüchtete Manager, groß geworden in irgendwelchen Schweizer oder englischen Business-Schools, elegant in Form und Auftreten, aber nur wenn sie wirklich gut waren, hatten sie auch den Biss, den es brauchte, um in der eisigen Wirtschaftswelt zu überleben. Sophie adoptierte also die Bonsais. Sie las sich ein, wie und wann man Bonsais beschnitt, und merkte bald, wie gut ihr die Arbeit auf dem Dach tat. Eine Viertelstunde an der frischen Luft reichte meist, um den Kopf frei zu kriegen. Obwohl Sophie gerne in Berlin lebte, vermisste sie die Natur. Sie sehnte sich nach den langen Spaziergängen mit dem Hund über die Felder bei ihren Eltern. Ihre Berliner Freunde, ihre beste Freundin Nina, auch Johann, verstanden das nicht. Die Großstadt gab Sophie nicht alles, was sie brauchte. Aber der kleine Zen-Garten machte es besser. Er machte sie glücklicher.

Sie hatte jedem Bonsai einen Namen gegeben. Alles Jungennamen, die mit »E« begannen: Erwin, Edgar, Egon, Eno, Emil und Enrique. Sie fand, die Namen passten ganz gut zu den kleinen Bäumen, die alle auf ihre Art eigen waren, verdreht, knorpelig, geduckt, gespreizt. Als Erstes kümmerte sich Sophie um Erwin, eine Mädchenkiefer.

Er roch wie eines dieser Wohlfühl-Schaumbäder aus der Drogerie. Sophie untersuchte, ob er schädlingsfrei war, entfernte ein trockenes Ästchen und holte dann den Wasserzerstäuber hervor, um ihn zu besprühen. Es war schön zu sehen, dass auch den Bonsais Sophies tägliche Besuche guttaten.

Außerdem hörten die Bonsais ihr zu.

Denn während sie sprühte, führte sie Gespräche mit ihnen.

»Nein, ich schäme mich nicht für meinen Beruf. Genau deshalb habe ich Psychologie studiert – weil ich die Stärken und Schwächen von Menschen gut erkennen kann. Das Assessment-Center passt zu mir. Ich bin keine Händchenhalterin! Ich werde mich nicht an den Rand einer Couch setzen, mir tragische oder einfach blödsinnige Geschichten irgendwelcher Patienten anhören, ab und zu ein Kleenex überreichen, damit sie sich die Tränchen trocknen können, und dann nach dem Schlüssel zur Lösung suchen, der in irgendeiner frühkindlichen Erfahrung verborgen liegt. Das kann ich nicht, dafür fehlt mir schlicht die Geduld. Ich habe nicht jahrelang studiert, um dann das verkorkste Dasein anderer Leute in endlosen Therapiesitzungen zu bequatschen.«

Ein leichter Windstoß ging über den Dachgarten und brachte Egon, den rotblättrigen Fächerahorn, in Wallung. Seine leichten Blätter fuhren sanft durch Sophies Haare.

»Ja, ich weiß, meine Locken signalisieren etwas anderes – sie täuschen ein weibliches Helfersyndrom vor. Doodle macht niemandem Angst, Doodle ist immer lustig, immer verständnisvoll.«

Doodle, so wurde Sophie aufgrund ihrer Haare von den engsten Freunden und der Familie genannt. Ein Doodle war eine Kreuzung aus Golden Retriever und Pudel. Da ihre Locken blond waren, ein mattes Goldblond, drängte sich der Spitzname regelrecht auf. Zum Glück wusste in der Firma niemand davon.

»Aber für das, was da unten gerade passiert ist, habe ich kein Verständnis!«

Sie ging mit der Wassersprühflasche hinüber zu Eno, der japanischen Schirmtanne. Er war ihr erstes Bonsai-Date gewesen, daher hatte sie zu ihm eine besonders enge Bindung.

»Ich weiß genau, was du jetzt sagen willst: Nimm es nicht so schwer. Der Heinlein hat es selbst herausgefordert. Überhaupt, niemand wird gezwungen, sich einem Assessment-Center auszusetzen. Die Kandidaten wollen halt den Hauptgewinn: Eintritt in die Welt des globalen Managements! Das ultimative Upgrade! Willkommen, First-Class-Lounges und Top-Hotels, noble Dienstautos mit Chauffeur und Boni-Zahlung am Ende des Jahres. So einen Karrierekick gibt es nicht umsonst, um in dieser Liga mitzuspielen, muss man sich anstrengen!«

Sie entdeckte einen neuen Trieb bei Eno, der aber in die falsche Richtung wuchs. Mit der Bonsai-Schere trennte sie ihn ab.

»Die meisten Kandidaten behandeln ihre Untergebenen im Alltag auch nicht besser, die fordern ständig Höchstleistungen und Überstunden, triezen, wo sie nur können. Das weiß ich, weil ich mich vorher meist in Foren informiere. Du glaubst nicht ...«, sagte sie jetzt an Enrique gewandt, einem Strauch-Wacholder, der so würzig und temperamentvoll roch, dass er seinen Namen zu Recht trug, »... was ich schon alles über unsere Kandidaten erfahren habe. Es ist nicht schlecht, dass sie hier im Assessment-Center mal zwei Tage auf der anderen Seite stehen. Bewertet werden, statt selbst zu bewerten. Gefordert werden, statt zu fordern. Die haben doch völlig vergessen, was es heißt, selbst in den Kampf geschickt zu werden. Einfach mal wieder einen Vortrag halten, der nicht von einem Assistenten bis ins letzte Detail vorbereitet wurde. Aber was da unten gerade mit Heinlein passiert ist, das ging zu weit!«

Plötzlich überkam sie wieder diese Müdigkeit. Sie musste sich auf das Mäuerchen setzen.

»Manchmal«, sagte sie leise, »verliere ich die Lust am Job.«